

# Ein neues deutsches Schiffs-Wunderwerk

Küchengeheimnisse der „Europa“.

Am 19. März wird der neue Ozeanriesen „Europa“, das Schwester Schiff der „Bremen“, seine erste Reise nach Amerika antreten. Die Fertigstellung der „Europa“, deren Kiellegung im Juli 1927 erfolgte und die am 15. August 1928 vom Stapel lief, wurde durch ein Großfeuer, das auf dem Dampfer im März vorigen Jahres wütete, um fast ein Jahr verzögert.

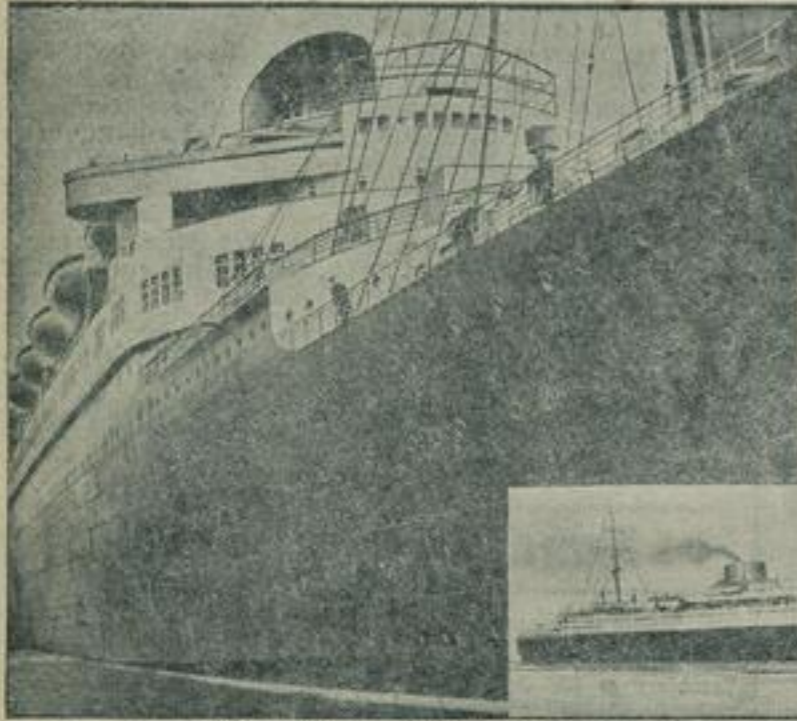
Unter den technischen Neuerungen sind neben den großen unsinkbaren Rettungsbooten die riesigen Leuchtbuchsen bemerkenswert, die an Steuerbord und an Backbord auf dem Bootsdeck angebracht sind. Die zwei Meter hohen, aus weissem Glas bestehenden Buchsen

werden durch 1200 Glühbirnen erleuchtet, so daß der Name des Schiffes am Abend oder in der Nacht weit hinausleuchten kann. Die Flaggen an beiden Masten können durch Bestrahlungsapparate beleuchtet werden. Die „Europa“ kann die Reise Bremerhaven—New York in sechs Tagen und von den Kanalhäfen Southampton oder Cherbourg nach New York umgekehrt in fünf Tagen zurücklegen. Zur Unterhaltung der Passagiere dient u. a. ein als Baldschneise gebauter Schießstand mit kinematographischer Zielscheibe. Als Projektionsbilder, die als Zielobjekt dienen, werden Jagdszenen, Vögel im Flug, fliehesendes Wild usw. verwendet.

Für die Gäste wird auch in leiblicher Hinsicht auf ge-

zorgt werden. Für eine Reise von Bremen nach New York und zurück braucht man nicht weniger als 21 000 Kilogramm Fleisch und Fleischwaren, 7000 Kilogramm Getreide, 1400 Kilogramm Milch, 12 200 Kilogramm Fisch, 3810 Büchsen Gemüselieferanten, 10 300 Kilogramm Mehl, 5500 Kilogramm Kaffee, Tee, Kakao, Zucker, 4000 Kilogramm Butter, 60 000 Eier, 45 000 Kilogramm Gemüse und vieles sonst noch.

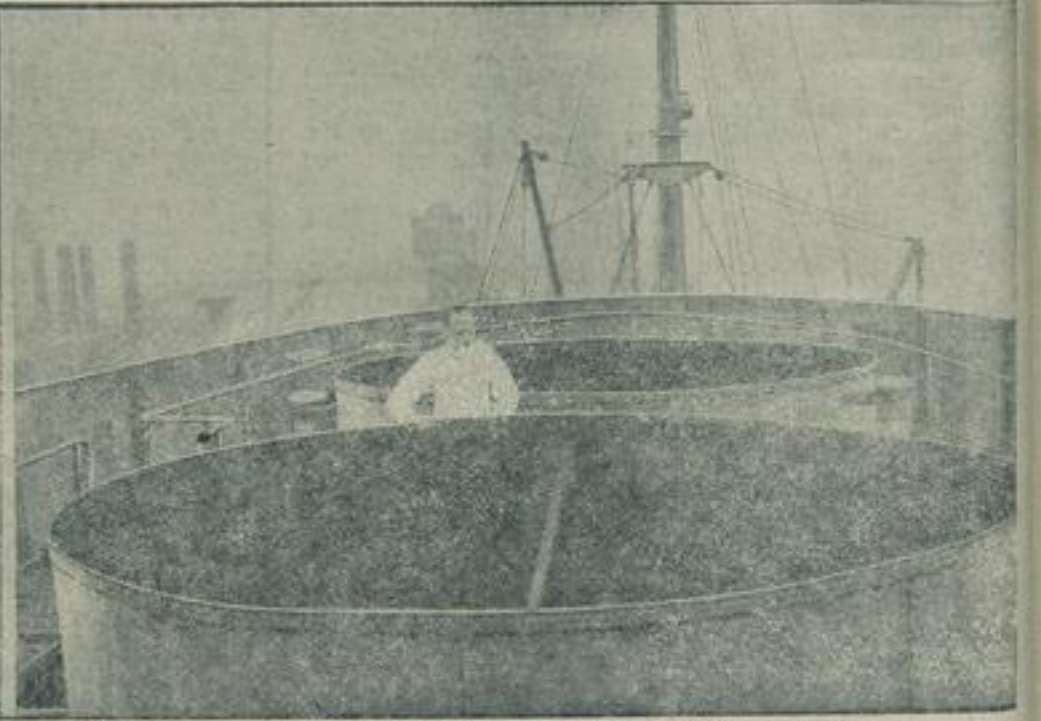
Mit der „Europa“ ist wieder, wie man sieht, ein Wunderwerk deutscher Technik geschaffen worden, das wohlberechtigt ist, Deutschland in der Welt würdig zu vertreten.



Die „Europa“, Deutschlands größtes Schiff, fahrbereit.



Kapitän Johnson, der die „Europa“ steuern wird.



Blick auf den einen der riesigen Doppelschornsteine.

## Die Leiden des frühgeschichtlichen Menschen

Von Professor Dr. Max Wolff-Eberswalde, Leiter des Zoologischen Instituts der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

In den Schilderungen des Lebens der vor- und frühgeschichtlichen Menschheit herrscht wohl darin Uebereinstimmung: Der Mensch der Eiszeit hatte unfähig unter den Umständen des Klimas zu leiden. Jene Troglodyten und ihre Nachfahren, bis zur Periode der Pfahlbauten, mögen Erkränkungsursachen aller Art wohl arg zugefügt haben, wie es bisher in seinem „Auch Einer“ mit fast grimmigem Humor geschildert hat. Aber darüber, wie es sonst mit ihrer Gesundheit stand, gehen die Meinungen doch vielfach weit auseinander. Was darf als sicher festgestellt gelten?

Nach den Funden in Europa und Amerika scheint der Nachweis tuberkulöser Erkrankungen bisher nicht sicher erbracht zu sein. Dagegen wissen wir durch die Untersuchungen von ägyptischen Mumien aus 2700 v. Chr., daß die Seuche damals schon in den Nilländern ihre Opfer forderte. Gefährlichkeit war bei den Ägyptern und bei den Inkasern so häufig wie heute. Auf Blinddarmentzündungen, Gallenstein- und Blasenleiden beruhende Veränderungen finden sich nur vereinzelt, Kohlenstaub- und Kiesellungen sehr häufig. Wenn man an den Aufenthalt am schwelenden Feuer in kalten Höhlen oder zugigen Zelten, an die mühsame Herstellung aller wichtigen schneidenden und schabenden Instrumente aus Feuerstein denkt, liegt die Erklärung für diese Lungenveränderungen auf der Hand. Dagegen finden sich nur vereinzelt ausreichende Anhaltspunkte für das Vorkommen von Lungen- und Brustfellentzündungen und von Schrumpfleber. Bösartige Geschwulstbildungen der Knochen sind, wenn auch selten, an prähistorischen Skeletten nachgewiesen worden. Dagegen haben Zahnkrankheiten die primitiv Lebenden, dem viel gepriesenen Ur- und Naturzustand angeblich viel näher stehenden Menschen von Anfang an ebenso häufig geplagt wie heute. Und die Zahnschmerzen sind keineswegs erst eine Errungenschaft der jüngeren Steinzeit.

Verunsichtigte Gelenkentzündungen scheinen sehr häufig gewesen zu sein, wenigstens nicht seltener als jetzt. Auffällig sind Knochenbefälle des Schädelbogens, besonders an indischen Skeletten aus Gebieten, in denen bereits der Maisbau in hoher Blüte stand. Diese Veränderungen werden auf ähnliche Ursachen wie die Rachitis zurückgeführt. Echte Rachitis scheint seltener gewesen zu sein.

Aber der primitive Mensch litt nicht nur, er wehrte sich auch gegen die Krankheiten.

Wir dürfen uns keineswegs vorstellen, daß die Menschheit damals (besonders aus frühgeschichtlicher Zeit) haben wir so gar recht gute Belege dafür) den Krankheiten als zufälligen, seltenen Schicksalsschlägen so ganz ungerüstet gegenüber gestanden hat, wie man das wohl häufig glaubt. Es ist noch nicht einmal notwendig, auf den Schatz medizinischer Kenntnisse hinzuweisen, den uns die Dichter der homerischen Epen überliefert haben.

Die Schilderungen der von Lanze, Pfeil oder Schwert erzeugten Wunden und die Beurteilung ihrer Wirkung, ihrer Lebensgefährlichkeit oder ungefährlichkeit verrät überraschende anatomische Kenntnisse und gute physiologische Beobachtungsgabe. Diese Schilderungen sind in ihrer klaren Auffassung der Verhältnisse und in der Erfassung des Wesentlichen den verwandten Darstellungen der später viel sängerer germanischen Heldenjagen ganz erheblich überlegen. Es mag hier ein „Odyssienstrich“ im Sinne Heibergs die treibende Kraft gewesen sein, bei jeder sich bietenden Gelegenheit, bei Opfern, bei der Zerstückelung des getöteten Feindes zum Beispiel, die unzählbare Wundbegierde — oder Neugierde, wenn man will — zu stillen, zu erfahren, wie der Mensch imwendig aussieht.

Aus dieser Wundbegierde wurde denn auch das Vertrauen zum eigenen ärztlichen Können geboren, die Entschlußkraft zum verantwortungsvollen ärztlichen Handeln. Aus nahe liegenden Gründen sind uns in den alten Epen als ernst zu nehmende Leistungen ärztlicher Kunst in wesentlichen nur chirurgische Eingriffe überliefert. Neuere Forschungen zur Geschichte der ärztlichen Kunst, besonders die von Otto Körner, haben gezeigt, daß die Chirurgen der homerischen Sagendwelt mit Ueberlegung und mit gutem Erfolge operierten.

Daß die Erfolge nicht nur erdichtet waren, ist durchaus glaubhaft. Denn aus viel älteren Perioden, aus steinzeitlichen

Gräberfunden z. B., sind uns Zeugnisse von schwierigen Schädeloperationen erhalten, und deren Vernarbungsstellen beweisen uns, daß der Patient den Eingriff lange überlebt haben muß und nicht etwa unter dem Feuersteinmesser oder unter dem Feuersteinbohrer des Arztes verschied. Freilich mag er, falls seine Schmerzempfindlichkeit nicht sehr gering war (wie wir das von den Indianern und vielen anderen Primitivvölkern ja wissen), nicht wenig auszuhalten gehabt haben, mindestens im Verlauf der Operation selbst. Aber das ist bis zur Erfindung der Narkose keinem Kranken erspart geblieben, wenn er sich dem Messer des Chirurgen anvertraute. Und schmerzstillende Mittel, welche die Leiden des Kranken milderten, wenn der Eingriff vollzogen war, kennen die Heldenjäger der ältesten Zeiten in reicher Zahl, genau wie die heute noch auf steinzeitlicher Kulturstufe stehenden Primitivvölker der Alten und Neuen Welt.

## Zwischen Walrossen und Eisbären

Samojedisches Jagdrecht. — Das gähnende Walross bringt Unglück. — Die Insel der Vatermörder.

Von Günther Erlenbed.

Hoch oben im eissigen Norden, unweit der Nordostspitze Sibiriens, liegt vor dem Ausgange der Beringsstraße eine weitverlassene kleine Insel: Wrangel-Land. Sie war mit Ausnahme einiger Polarstiere völlig unbewohnt, bis vor einigen Jahren die Regierung zu Moskau hier eine meteorologische Station errichtete. Zugleich mit den wenigen russischen Beamten kam von sibirischen Festland eine etwa 70 Köpfe starke Schar Samojeden herüber, die hier in dem kaum je von Menschen besuchten Gebiete ergiebige Jagdgründe zu finden hofften.

Nicht weit von den Blockhäusern der Russen erheben sich ihre mit Walrossfellen gedeckten „Igloo“, in deren Innern eine zweite, aus Renttierfellen verfertigte Hütte den ständigen Aufenthalt und zugleich Schlafraum für die einzelnen Familien abgibt. Hier leben sie meist in paradiesischer Freiheit, um sich möglichst abzuhärten und beim Aufenthalt im Freien, wo sie natürlich ihre Bekleidung tragen, die Kälte weniger zu empfinden. Als Heizung dient für gewöhnlich nur die animalische Wärme der zahlreichen Personen, nur bei ungewöhnlich starkem Frost wird ein aus Moos gebrachter, in einen Steintopf mit Walrossfett getauchter Docht entzündet.

Die beinahe ausschließliche Beschäftigung der Samojeden ist die Jagd, und zwar stellt man wegen seines Fettes und Fleisches vor allem dem Walross, wegen des Pelzes dem Polarfuchs und dem Eisbären nach. Ueber die Gefährlichkeit des letzteren herrschen bei uns noch vielfach übertriebene Vorstellungen. Er geht durchweg dem Menschen weit aus dem Wege; selbst verumdet — um den zähen Burschen zu töten, genügt selten eine Kugel — greift er kaum je den Schützen an. Etwas anderes ist es allerdings, wenn der Jäger ein junges Geschöpf und das Fell in seine Hütte gebracht hat. Die Bärenmutter folgt dann der Spur und überfällt die Beute, wobei es leicht Verwundete, wenn nicht gar Tote geben kann.

Das samojedische Jagdrecht von Wrangel-Land weist einzelne von dem unsrigen stark abweichende Eigenheiten auf. So gehört ein erlegtes Tier zunächst nicht dem glücklichen Schützen, sondern demjenigen, der es aufgespiert oder zuerst gefangen hat. Eine andere seltsame Sitte besteht in dem einen toten Eisbären erwiesenen Ehrbezeugungen. Man breitet vor dem Leichnam eine Renttierbede aus, stellt Tee, Brot, Tabak und Zucker darauf, und häutet dann erst das Tier ab. Nachdem man das Fell nach der Hütte getragen hat, beginnt ein ausgiebiges Festmahl, das meist drei bis vier Tage dauert. Der Jäger bleibt bei seiner Beute sitzen, entlockt ab und an einer primitiven Trommel schauerliche Töne und erzählt seinen Freunden und Bekannten allerlei selbst erlebte Jagdgeschichten und Abenteuer, die dem Jägerleben unserer Nindro in nichts nachstehen. Den Russen sind diese Feste ein Dorn im Auge, weil damit sehr viel besser zu verwendende Zeit verloren geht, aber alle Versuche, die Samojeden davon abzubringen, sind bisher fehlgeschlagen.

Ein weiteres Hemmnis für die Jagd ist der stark entwickelte Aberglaube dieses Polarvölkchens. Bemerkt z. B. ein Jäger, daß ein Walross, dem er nachstellt, wie gähnend das Maul aufreißt, so kehrt er auf der Stelle heim, da ein gähnendes Walross der sichere Vorbote verschiedenartigsten Unheils ist.

Es kommt außerordentlich selten vor, daß ein hochbetagter Bewohner von Wrangel-Land eines natürlichen Todes stirbt. Fällt so ein alter Samojede, daß seine Kräfte abnehmen, oder erkrankt er, so äußert er den Wunsch, von einer „lieben Hand“ in eine bessere Welt befördert zu werden. Keiner seiner Angehörigen wird es wagen, sich einem solchen Verlangen zu widersetzen. Unter feierlichen Zeremonien wird der Kreis ertönt, worauf sich ein ausgiebiger Leichenschmaus anschließt, an dem aber nur die nächsten Blutsverwandten des „Verstorbenen“ teilnehmen. — Mit welcher Leichtigkeit die Samojeden aus dem Leben scheiden, zeigt folgender Vorfall. Zwei von ihnen, Vater und Sohn, waren auf die Walrossjagd gegangen. Ein plötzlich einsetzender Sturm brach die Eisschilde, auf der sie sich befanden, auseinander und trieb die beiden Jäger auf einer großen Eisscholle dem offenen Polarsee zu. Ihr Schicksal schien besiegelt, vor allem der sehr abergläubische Alte glaubte, der Sturm sei von den ihm nicht wohl geminten Göttern verursacht, die seinen Untergang beschlossen hätten. Um ihnen zu helfen, forderte er seinen Sohn auf, ihn zu erschließen. Der weigerte sich zunächst, doch der Alte drohte ihm mit der Rache der Götter und bestand auf seinem Willen. Da gehörte der Sohn und gab den tödlichen Schuß ab. Drei Tage trieb die Eisscholle mit dem Lebenden und dem Toten auf dem Meer umher, dann warf eine günstige Strömung sie wieder an Ufer, und der junge Samojede war gerettet.

Man sollte kaum annehmen, daß ein so primitives Volk wie diese Samojeden auch Sinn für Kunst besitzt; und doch ist dies der Fall. Die Stozähne der erlegten Walrosse pflegten sie mit recht naturgetreuen, wenn auch einfachen Schnitzereien zu versehen, welche die wichtigsten Vorgänge in ihrem einfachen Leben wiedergeben. Ihrem Schönheitsinstinkt geben sie ferner durchsichtige, daß sie sich das Gesicht tätowieren, wenn auch die an sich schon wenig anziehenden Züge dadurch nach unserer Auffassung nicht gerade gewinnen. — Den Samojeden fehlt auch der Humor nicht. So haben sie der einzigen weißen Frau auf Wrangel-Land, die sich einer gewissen Korporanz erfreut, den Beinamen „Aurwi-na“ beilegt, auf deutsch „Die verführte Fetzigkeit“.

## Glück und Unglück eines Schatzfinders

Ein Bauer aus dem französischen Dorf Voemaria-Guidel bei Orient stieß kürzlich beim Pflügen auf eine Tonvase, die von seiner Flugschär zertrümmert worden war. Er untersuchte den Fund näher und entdeckte, daß es sich um alte, zum Teil verrostete Münzen handelte. Da die Tatsache, daß derartige Dinge unter Umständen hohen Wert besitzen, auch in diesem entlegenen Winkel Frankreichs bekannt war, so sammelte der Bauer sorgfältig die Münzen und trug sie nach Hause. Der gesamte Fund hatte ein Gewicht von 3,5 Kilo, und die Kunde davon lief bald durch das ganze Dorf. Die Nachbarn stellten sich bald ein, um die Münzen zu besichtigen, und mit ihnen kam ein Fremder, der sich als Tourist im Ort aufhielt. Er behauptete, Sachverständiger auf diesem Gebiet zu sein, und erbot sich, die Münzen zu prüfen. Nach kurzer Besichtigung erklärte er, die Münzen hätten keinerlei geschichtlichen oder metallischen Wert, doch sei er bereit, den größten Teil als Andenken an den schönen Aufenthalt in Voemaria zu kaufen und 100 Franken (16 Mark) dafür zu zahlen. Der Finder war natürlich recht enttäuscht und wollte anfänglich nicht auf den Handel eingehen. Alle Nachbarn aber rieten ihm dringend, das vorteilhafte Angebot anzunehmen. Schließlich erklärte der Bauer sich damit einverstanden, und der selbstlose Tourist steckte den ganzen Fund mit Ausnahme einiger Stücke, die angeblich nicht einmal des Mitnehmens wert waren, in seinen Rucksack, um sich sofort zu empfehlen. Ein paar Tage später erfuhr der Leiter eines benachbarten Provinz museums von dem Funde und ließ sich die zurückgelassenen Münzen zeigen. Zum Entsetzen des gutgläubigen Bauern stellte er fest, daß es sich um römische Münzen aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung handelte und daß die vom betrügerischen Touristen mitgenommenen Stücke ein Vermögen darstellten. Leider konnte von diesem „Ehrenmann“ bisher nicht die geringste Spur gefunden werden.

Bestellen Sie das Wilsdruffer Tageblatt